

Nationalpark und Nachhaltigkeit – ein Widerspruch?

Die Erfahrung des Nachdenkens, des Reflektierens haben seit der Ankündigung der rheinland-pfälzischen Landesregierung, einen Nationalpark einrichten zu wollen, auch in Rheinland-Pfalz viele Menschen gemacht. Naturgemäß vor allem in den Regionen, die als potenzielles Nationalparkgebiet vorgeschlagen waren. Und was braucht man zum Reflektieren? Anregungen und Informationen. Da ein Waldnationalpark anvisiert war, sind viele Bürger zuallererst zu ihrem Förster gelaufen, um zu hören, was er oder sie denn davon hält. Rheinland-Pfalz hat noch eine flächendeckende Forstverwaltung. Wie in Kapitel 1 beschrieben, ist der Anteil an Kommunalwald außerordentlich hoch. Die waldbesitzenden Gemeinden und Städte müssen ihren Wald nach dem rheinland-pfälzischen Landeswaldgesetz von einem staatlichen oder kommunalen Forstbeamten bewirtschaften lassen. Die Bewirtschaftung durch ein ortsfernes Consulting-Unternehmen ist nicht zulässig. Die meisten Gemeinden sind sehr zufrieden mit dieser Regelung, weil sie dadurch einen langjährigen, festen Ansprechpartner haben. Das ist ihr Waldexperte und den haben viele als Ersten zum Thema Nationalpark befragt, auch wenn der Nationalpark von Anfang an zu 100 Prozent auf landeseigenen Flächen geplant war.

An sich eine gute Idee. Aber die Sache hatte einen Haken oder vielmehr zwei: Zum einen war damit bei nicht wenigen Bürgern die Phase der Reflexion schlagartig abgeschlossen. Auf dem Land hat der Förster die Deutungshoheit über alles, was den Wald betrifft. Deshalb haben viele dessen Meinung zum Thema Nationalpark, ohne weiter darüber nachzudenken, einfach übernommen. Damit hätte man ja noch gut leben können, wenn

jetzt nicht Haken Nummer zwei gekommen wäre: Die Bürger bekamen vollkommen unterschiedliche Antworten, je nachdem, welchen Förster oder welche Försterin sie befragten. Wie lässt sich das erklären? Die Antwort ist in dem Begriff der Nachhaltigkeit zu suchen.

Nachhaltigkeit ist in Deutschland einer der Kernbegriffe des forstlichen Selbstverständnisses, wahrscheinlich sogar *der* Kernbegriff. Denn wer hat ihn erfunden? Richtig, die deutschen Förster. Und was noch wichtiger ist – sie haben nicht nur den Begriff erfunden, sie haben danach gehandelt. Zu meinem großen Erstaunen musste ich bei den Diskussionen um den Nationalpark beziehungsweise bei der Lektüre der vielfältigen Statements allerdings die Erfahrung machen, dass sich auch Forstfachleute mit sehr unterschiedlichen Nachhaltigkeitsdefinitionen identifizieren. Manche Kollegen lehnten den Nationalpark »im Namen der Nachhaltigkeit« strikt ab, manche befürworteten ihn ebenso vehement – mit dem Verweis auf den nachhaltigen Umgang mit dem Wald. Auch vor der Nationalparkdiskussion kannte ich die verschiedenen Nachhaltigkeitsdefinitionen, aber wie weit die Interpretationen des Begriffes auseinanderliegen, wurde mir erst durch den Katalysator Nationalpark bewusst.

Was also bedeutet Nachhaltigkeit? Ein Begriff, der drei Jahrhunderte lang ein forstlicher Fachbegriff war und der seit zwei Jahrzehnten unsere Sprache durchdringt und fast zur Beliebigkeit verkommen ist. Ein schillernder Begriff, manchmal zur Belanglosigkeit neigend, schwer fassbar. Im Grunde ist es ein Denkwort. So wie es die Aufgabe eines Denkmals ist, zum Nachdenken zu verweilen, so gibt es ja auch Denkworte. Nachhaltigkeit ist so eines. Es ist schwer zu durchdringen, schwer zu begreifen, schwer zu interpretieren. Seine Vielschichtigkeit hat es ermöglicht, dass es mittlerweile für alles Mögliche herhalten muss. Allzu vieles wird heutzutage als nachhaltig bezeichnet. Sie können nachhaltig reisen, kochen, telefonieren, schenken und sogar nachhaltig nach Öl bohren. Einen Überblick über diese erstaunliche Vielfalt können Sie sich leicht verschaffen, wenn Sie den Begriff Nachhaltigkeit bei einer beliebigen Internetsuchmaschine eingeben. Sie werden millionenfach fündig werden. Diese Tendenz zur Beliebigkeit bedauere ich sehr. Die einzige, absolut gültige Definition für Nachhaltigkeit gibt es nicht – dennoch hat der Kern der Nachhaltigkeitsidee das Potenzial, unser Jahrhundert zu verändern.

Auch wenn der Begriff Nachhaltigkeit heutzutage wesentlich weiter gefasst ist, beschränke ich mich zunächst auf die Betrachtung der Nachhaltigkeit der Waldbewirtschaftung. Das liegt nahe, weil sie ihren Ursprung in der Forstwirtschaft hat: Zudem handelt es sich bei den deutschen Nationalparks mehrheitlich um Waldnationalparks.

Wenn man sich der Nachhaltigkeit nähern will, sollte man sich erst einmal ein wenig mit Wissenschaftstheorie beschäftigen – hört sich langweilig an, aber es lohnt sich. Es gibt mehrere Systematiken, nach denen die Wissenschaften geordnet beziehungsweise gegliedert werden. Nach einer etwas älteren, aber immer noch sehr zweckdienlichen Klassifizierung werden die Wissenschaften in Kultur- und Naturwissenschaften unterteilt. Naturwissenschaften sind wertfrei und benutzen induktive Methoden. Das Experiment steht im Mittelpunkt. Kulturwissenschaften dagegen arbeiten deduktiv und sie beschäftigen sich mit den das menschliche Leben bestimmenden Werten. Die Sache mit der Wertfreiheit ist recht einfach nachvollziehbar. Ein Physiker zum Beispiel kann in einem Vakuum ein Wägelchen auf einer Schräge hinunterlaufen lassen. Er misst, wie schnell es beschleunigt, und kann so allgemeine Gesetzmäßigkeiten ableiten. Der Physiker sagt dann nicht: »Hey, dieses Wägelchen ist ja verdammt schnell!« oder »Die lahme Karre könnte ruhig mal ein bisschen schneller in Fahrt kommen!«, sondern er sucht nach Formeln, die beschreiben, nach welchen Gesetzmäßigkeiten es die Schräge hinuntersaust. Er kann dieses Experiment so oft wiederholen wie er will. Wenn die Ausgangsbedingungen gleich sind, wird er immer zum gleichen Resultat kommen. Und jeder Physiker auf dieser Welt kann das Experiment wiederholen und überprüfen, ob die Gesetzmäßigkeiten, die gefunden wurden, tatsächlich zutreffen. Damit wäre auch das Wort induktiv erläutert: vom Einzelfall zum Allgemeinen. Ich beobachte und untersuche genau definierte Einzelfälle und leite daraus allgemeine Gesetzmäßigkeiten ab.

Die deduktive Vorgehensweise der Kulturwissenschaften ist da etwas schwieriger nachzuvollziehen: vom Allgemeinen zum Besonderen, zum Einzelfall. Ich finde etwas Komplexes vor und versuche, die dahinter stehenden Gesetzmäßigkeiten zu erkennen. Eine Historikerin etwa hat das 20. Jahrhundert als etwas Gegebenes vor sich. Sie kann es nicht noch einmal oder mehrmals ablaufen lassen, den Versuchsaufbau ändern und alle

möglichen Was-wäre-wenn-Fragen durchspielen. Millionen von Einflussfaktoren haben dieses wie jedes andere Jahrhundert beeinflusst. Die Historikerin kann aber erkennen, dass in der Folge von wirtschaftlicher Not extremistische Strömungen erstarken. Sie kann das beschreiben und untersuchen, ob dieses Muster häufiger oder gar zwangsläufig vorkommt. Und sie versucht herauszufinden, nach welchen Wertvorstellungen die Menschen gehandelt haben sowie ob und wie sich diese im Lauf der Geschichte ändern. Historiker behaupten gerne, dass ihre Betrachtungen wertfrei seien, dass sie ausschließlich die Wertungen der Gesellschaften neutral beschreiben würden. Man braucht allerdings nur ein paar historische Abhandlungen aus verschiedenen Jahrhunderten zu lesen, um zu erkennen, wie sehr der Zeitgeist die Analysen der Historiker beeinflusst. Kulturwissenschaften sind nicht wertfrei.

Doch wohin gehört die Forstwissenschaft? Das Fach, welches Förster studieren? Ist es eine Natur- oder eine Kulturwissenschaft? Die Tatsache, dass oft von Forstwissenschaften gesprochen wird, gibt einen Hinweis auf die Antwort: zu beidem! Es gibt Teilbereiche, die naturwissenschaftlich geprägt sind, und andere, die den Kulturwissenschaften zuzuordnen sind. Die Ertragskunde beispielsweise untersucht, unter welchen Bedingungen welche Baumarten wie wachsen. Sie geht eindeutig naturwissenschaftlich vor. Man könnte etwa versuchsweise Eichen unter einen voll bestockten Buchenaltbestand pflanzen und untersuchen, wie sie sich entwickeln. Jeder andere könnte diesen Versuch wiederholen und käme zu ähnlichen Ergebnissen. Vielleicht würde die Zeitdauer je nach Standort etwas variieren, aber letztendlich wären die Eichen irgendwann verschwunden – weil die Eiche als Lichtbaumart nicht unter der Buche wachsen kann. Die Ertragskunde bewertet dies nicht, sie stellt es einfach nur fest. Genauso wie sie feststellt, dass Douglasien eine höhere Holzertragsleistung als Fichten haben. Welche Schlussfolgerungen nun daraus gezogen werden, ist nicht Sache der Ertragskunde. Von ihrer Seite würde man niemals den Satz »Pflanzt mehr Douglasien, die wachsen super!« hören. Ihre Aufgabe ist es, zutreffende Ertragstabellen für die Douglasie zu liefern, nicht zu entscheiden, ob jetzt mehr oder weniger Douglasien gepflanzt werden. Ganz anders die Situation in der Forsteinrichtung. Dieses forstliche Fach entstand als Folge eines bestimmten historischen Prozesses. Menschen gehen ab

einer gewissen Stufe der kulturellen beziehungsweise technischen Entwicklung immer in der gleichen Weise mit dem Wald um – egal an welchem Ort dieser Welt, egal zu welcher Zeit. Die erste Phase ist die der Exploitation, also der Ausbeutung. Es ist genug da, also hole ich mir, was ich brauche. Die Römer haben den Mittelmeerraum entwaldet, wir haben die deutschen Wälder zum Teil bis ins 19. Jahrhundert hinein übernutzt und in Brasilien geht es dem Regenwald in der heutigen Zeit an den Kragen, um nur einige Beispiele zu nennen. Irgendwann ist der Wald ausgebeutet und es beginnt die zweite Phase, die Phase der Holznot. Die Gesellschaft leidet darunter – und nur durch Erfahrung von Leid ändern Menschen ihr Verhalten. Wenn dann noch günstige Rahmenbedingungen gegeben sind (etwa eine Intensivierung der Landwirtschaft als Kompensation für Waldweide und Streunutzung oder das Erschließen anderer Energielieferanten zum Ersatz des Brennholzes), kann die dritte Phase beginnen, die der nachhaltigen Bewirtschaftung des Waldes. Wenn die günstigen Rahmenbedingungen nicht gegeben sind, kann die Geschichte der Waldnutzung allerdings mit der zweiten Phase enden – mit der Verwüstung der Landschaft und allen weiteren Folgen, die mit der Waldzerstörung verbunden sind.

Zur Realisierung der dritten Phase wurde in Deutschland das Instrument der Forsteinrichtung entwickelt, also die mittelfristige Betriebsplanung für den Wald. Das Vorgehen hierbei ist vom Grundsatz her heute noch genauso wie vor 200 Jahren: Man führt eine Inventur durch. »Ich taxiere den Forst«, so würde es Georg Ludwig Hartig ausdrücken, einer der fünf sogenannten forstlichen Klassiker, die das deutsche Forstwesen Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts wesentlich weiterentwickelt haben und sein weltweit hohes Ansehen begründeten. Dann muss ich festlegen, welche Ziele ich schwerpunktmäßig bei der zukünftigen Waldbewirtschaftung verfolge. Hierzu gibt es Rahmenbedingungen, die in unserer Waldgesetzgebung festgelegt sind und die zwingend berücksichtigt werden müssen. Aber im Detail gibt es einen großen Ermessensspielraum. So kann eine Gemeinde die Forsteinrichtung bitten, bei der Planung zu berücksichtigen, dass die Brennholzversorgung der Einwohner sichergestellt ist. Dies kommt seit ein paar Jahren häufiger vor. Sie kann ebenso fordern, dass möglichst gleichbleibende Gelderträge aus dem Wald erzielt

werden oder dass die Schönheit des Waldes erhalten bleibt (was dann oft mit dem Wunsch verbunden ist, Aussichtspunkte frei von Bewuchs zu halten und an den Wanderwegen alte Bäume stehen zu lassen und nicht zu ernten). Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Entscheidend ist, dass der Waldeigentümer eine Wertung vornehmen muss. Die erste Frage lautet: »Was erwarte ich von meinem Wald?« Die Forsteinrichtung hat anschließend zu prüfen, inwieweit diese Erwartungen einer nachhaltigen Bewirtschaftung entsprechen, denn die Sicherung der Nachhaltigkeit war und ist ihre zentrale Aufgabe. Manchmal kommt sie nicht umhin, Grenzen aufzuzeigen, die durch die Waldgesetzgebung gezogen sind, ansonsten können aber die Wünsche des Waldeigentümers berücksichtigt werden. Dabei werden bei der Inventur sowie bei der Umsetzung der Zielvorstellungen im Rahmen der Planung naturwissenschaftliche Methoden angewandt. So ist es unabdingbar, bei der Festlegung der jährlichen Holznutzung die Erkenntnisse der Ertragskunde zu berücksichtigen. Der Vorgang der Zielfindung, der Einwertung, der Schwerpunktbildung bewegt sich jedoch voll und ganz im kulturwissenschaftlichen Bereich. Das entstehende Forsteinrichtungswerk, welches nach der bundesdeutschen Waldgesetzgebung alle zehn Jahre erstellt werden muss, sichert die nachhaltige Bewirtschaftung der deutschen Wälder.

Aber damit ist immer noch nicht geklärt, wo der Begriff Nachhaltigkeit herkommt. Wer hat ihn geprägt? Man wird fündig bei Hans Carl von Carlowitz, der als der Schöpfer dieses Ausdrucks gilt. Er forderte im Jahre 1713 in der ersten selbstständigen Schrift über Forstwirtschaft, der *Sylvicultura Oeconomica*, die Waldbewirtschaftung so »anzustellen /daß es eine kontinuierliche beständige und nachhaltende Nutzung gebe«. Welche der möglichen Waldnutzungen (jagdliche Nutzung, Streunutzung, Holznutzung etc.) für ihn hier im Vordergrund stand, lässt sich leicht erraten, wenn man weiß, dass von Carlowitz als Leiter des Sächsischen Oberbergamtes unter anderem für die Holzversorgung des sächsischen Berg- und Hüttenwesens zuständig war. So war der Silberbergbau im Erzgebirge, das wirtschaftliche Rückgrat Sachsens, in seiner Existenz bedroht – nicht etwa aus Mangel an Silbererz, sondern wegen der sich immer mehr verschärfenden Holzknappeit. Die stetige, langfristige Versorgungssicherheit mit Holz, also die *Nachhaltigkeit der Holzerträge*, auch *Massennachhaltigkeit*

genannt, war ihm deshalb ein wichtiges Anliegen. Aber man täte ihm unrecht, würde man ihn darauf reduzieren. Von Carlowitz erkannte durchaus die gesellschaftliche und ethische Dimension einer »nachhaltenden« Forstwirtschaft. In dem Artikel von Ulrich Grober *Hans Carl von Carlowitz – Der Erfinder der Nachhaltigkeit*, der 1999 in der Wochenzeitung *DIE ZEIT* erschien, ist dies sehr treffend beschrieben, weswegen ich hieraus einen Absatz zitiere: »Ihm ging es vielmehr um das ›Aufnehmen des Landes und der Unterthanen‹. Die Hebung von ›Handel und Wandel‹, die ›florierenden Commercias‹ müssten ›zum Besten des gemeinen Wesens‹ dienen. Die ›armen Untertanen‹ hätten ein Recht auf ›sattsam Nahrung und Unterhalt‹. Aber dasselbe Recht stehe der ›lieben Posterität‹ (damit sind die nachfolgenden Generationen gemeint) zu. In klaren Umrissen wird schon das Dreieck der Nachhaltigkeit sichtbar: Die Ökonomie hat der ›Wohlfahrt‹ des Gemeinwesens zu dienen. Sie ist zu einem schonenden Umgang mit der ›gütigen Natur‹ verpflichtet und an die Verantwortung für künftige Generationen gebunden.«

Schon bei von Carlowitz wird also deutlich, dass Nachhaltigkeit kein natur-, sondern ein kulturwissenschaftlicher Begriff ist. Es gibt keine naturgesetzliche Vorgabe, was nachhaltige Bewirtschaftung beinhaltet. Die Gesellschaft muss sich zuallererst einmal darauf einigen, was sie vom Wald eigentlich erwartet. Diskussionen sind da vorprogrammiert und darüber hinaus zwingend notwendig. Das ist auch daran zu erkennen, dass jede Förstergeneration sich von Neuem mit der Definition der Nachhaltigkeit auseinandergesetzt hat. Meine Generation wurde vom Nachhaltigkeitsbegriff des lange Zeit in Freiburg lehrenden Prof. Gerhard Speidel geprägt: »Als *Nachhaltigkeit* soll die Fähigkeit des Forstbetriebes bezeichnet werden, dauernd und optimal Holznutzungen, Infrastrukturleistungen und sonstige Güter zum Nutzen der gegenwärtigen und künftigen Generationen hervorzubringen.« Da Speidel den Begriff Infrastrukturleistungen sehr weit gefasst hat (er verstand darunter Wasserlieferung, Schutzwirkungen und Erholungsleistung), kann seine Definition als Beschreibung einer multifunktionalen Nachhaltigkeit gesehen werden. Zu Beginn der forstlichen Nachhaltsbestrebungen stand die Nachhaltigkeit der Holzerträge (Nachhaltigkeit im engeren Sinne) durchaus im Vordergrund. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurden immer mehr und expliziter

auch die anderen Leistungen und Wirkungen des Waldes in die forstliche Nachhaltigkeitsdefinition aufgenommen – bis hin zur heute geforderten multifunktionalen Nachhaltigkeit (Nachhaltigkeit im weiteren Sinne). Deren wesentliche Elemente lassen sich bereits in der von dem preußischen Forstmann Otto von Hagen im Jahre 1867 postulierten »Nachhaltigkeit der Vielfachnutzungen« erkennen. Die multifunktionale Nachhaltigkeit als Ziel wird wohl von allen Nutzern des Waldes grundsätzlich akzeptiert, weil sich jeder darin finden kann: der Jäger, der Wanderer, der Brennholzerwerber, der Naturschützer, der Wasserwirtschaftler, selbst der Pilzesucher, der zu Recht erwarten kann, dass die »Nachhaltigkeit der Pilzerzeugung« sichergestellt ist, wenn nach Speidels Definition gewirtschaftet wird.

Die Herausforderung besteht nun zum einen in der Abwägung der Interessen der verschiedenen Nutzer, zum anderen aber auch in der Tatsache, dass sich die Erwartungen der Gesellschaft an den Wald im Laufe der Zeit ändern. Nehmen wir als Beispiel die Erholungsfunktion: Ich kann mich nicht erinnern, in meiner Kindheit im Hunsrück einen Radfahrer im Wald gesehen zu haben. Ich meine einen, der lediglich zum Zeitvertreib darin umherradelt. Die Dorfbewohner sind in den Wald zum Beeren sammeln, zum Pilzesuchen und natürlich ins Holz gegangen, aber einfach nur so darin rumlaufen oder Rad fahren? Eine abwegige Vorstellung! Mittlerweile wird der Wald von einer solchen Vielzahl von Erholungssuchenden, von Mountainbikern, Geocachern, Wanderern etc. frequentiert, dass es immer mehr Gebiete gibt, in denen eine Holznutzung fast regelmäßig zu wütenden Protesten der Erholungsnutzer führt. Ein nicht unerheblicher Teil der Bevölkerung erwartet, dass die Erholungsleistung des Waldes jederzeit optimal zur Verfügung steht. Und wenn der Wald oder die Waldwege aus ihrer Sicht durch die forstliche Bewirtschaftung »verwüstet« werden, wird sich an maßgeblicher Stelle beschwert. Noch vor wenigen Jahrzehnten konnte die Forstwirtschaft in stärkerem Maß

selber entscheiden, wo und wann der Wald welche Funktion beziehungsweise Funktionen nachhaltig erfüllen soll. Diese Autorität wird immer weniger anerkannt. Die verschiede-



nen Nutzergruppen fordern mit zunehmender Vehemenz »ihren« Anteil am Wald ein. Dieser Vorgang passt zur allgemeinen gesellschaftlichen Lage. Autoritäten werden generell immer weniger anerkannt.

Eine andere grundlegende Veränderung für die deutschen Förster ist die Tatsache der Entdeckung der Nachhaltigkeit durch den Rest der Welt. Dies wurde schlagartig deutlich durch die UNO-Konferenz über Umwelt und Entwicklung, die 1992 in Rio de Janeiro stattfand. In der Folge wurde auf europäischer Ebene eine Definition für die nachhaltige Bewirtschaftung von Wäldern in der Helsinki-Resolution veröffentlicht: »Nachhaltige Bewirtschaftung ist definiert als die Behandlung und Nutzung von Wäldern auf eine Weise und in einem Ausmaß, das deren biologische Vielfalt, Produktivität, Verjüngungsfähigkeit, Vitalität sowie deren Fähigkeit, die relevanten ökologischen, wirtschaftlichen und sozialen Funktionen gegenwärtig und in der Zukunft auf lokaler, nationaler und globaler Ebene zu erfüllen, gewährleistet, ohne anderen Ökosystemen Schaden zuzufügen.« (Ministerkonferenz zum Schutz der Wälder in Europa, Helsinki, 1993). Lesen Sie diesen Satz ruhig zweimal – ich habe ihn auch nicht beim ersten Lesen verstanden. Im Grunde beschreibt dieses Satz-ungetüm im Stil der Vereinten Nationen nichts anderes als eine multifunktionale Forstwirtschaft. Viel wichtiger als der Inhalt dieser Resolution ist für die deutschen Förster, dass sie mit ihrer Verabschiedung die Deutungshoheit über die forstliche Nachhaltigkeit verloren haben. Die Welt redet mit. Und sie fordert, auch in einem bewirtschafteten Wald einzelne größere Gebiete zum Erhalt der biologischen Vielfalt aus der Holznutzung zu nehmen. Unsere Bundesregierung hat sich 1993 mit Unterzeichnung der Biodiversitätskonvention völkerrechtlich verbindlich dazu verpflichtet, entsprechend zu handeln. Dies wurde 2007 mit Verabschiedung der *Nationalen Strategie zur Biologischen Vielfalt* (oft nationale Biodiversitätsstrategie genannt) konkretisiert (zum Beispiel mit dem Ziel, bis zum Jahr 2020 im öffentlichen Wald zehn Prozent der Fläche einer natürlichen Entwicklung zu überlassen). Damit kann ganz klar gesagt werden, dass aus politischer und gesamtgesellschaftlicher Sicht zu einer nachhaltigen, multifunktionalen Waldbewirtschaftung auch (holz-)nutzungsfreie Waldpartien gehören. Und dass die Ausweisung eines Nationalparks einen möglichen Teilschritt zur Erfüllung dieser gesellschaftlich eingeforderten

Leistung darstellt. Verstehen Sie jetzt, warum ich den Begriff der Nachhaltigkeit als Herausforderung, als Denkwort empfinde? Er bedeutet bezogen auf den Wald eben mehr als die Aussage: »Wir nutzen nicht mehr als nachwächst.« Es stellen sich viele Fragen.

Da ist zum einen die Frage nach der Zukunft. Nachhaltiges Denken und Handeln beinhaltet immer den Blick auf die zukünftigen Generationen. Das ist die ethische Komponente dieses Begriffs. Hier höre ich häufig den Einwand: »Wir können doch gar nicht wissen, was zukünftige Generationen vom Wald erwarten!« Stimmt! Die Lösung dieses Problems besteht darin, dass wir den Wald so bewirtschaften, dass unseren Nachkommen möglichst viele Optionen der Waldnutzung offengehalten werden. Wenn ich beispielsweise Brennholz anstatt Wertholzerzeugung als schwerpunktmäßiges Betriebsziel ausbebe (wie das zur Zeit in manchen Gemeindewaldbetrieben geschieht), sind die Optionen für die Nachwelt stark eingeschränkt. Bei Weitem nicht jeder Brennholzstamm ist wertholztauglich, umgekehrt sieht das ganz anders aus. Ich kann jeden Wertholzstamm zur Not verfeuern, kann aber aus einem krummen Brennholzstamm keine Furniere für die Möbelproduktion herstellen. Das Ziel im rheinland-pfälzischen Staatswald, den Wertholzanteil zu steigern, kommt daher in Anbetracht der Generationengerechtigkeit dem Nachhaltigkeitsgedanken wesentlich näher als eine Brennholzbewirtschaftung. Auch die Holzernte kann als Beispiel dienen: Wenn die Forstwirtschaft durch Vollbaumernte und den damit verbundenen Nährstoffentzug den Bodenhaushalt stört, wenn sie durch unsachgemäßen Maschineneinsatz den Boden verdichtet, führt dies zu Standortverschlechterungen und damit zu einer Einschränkung der Bewirtschaftungsoptionen für die Nachwelt. Und wie verhält sich das bei einem Nationalpark? Meiner Meinung nach lässt er für unsere Nachfahren viele Optionen offen. Man kann sich jahrhundertlang an der Schönheit und der Besonderheit eines ungenutzten Stückchens Natur erfreuen. Es ist aber nicht auszuschließen, dass die Menschen durch eine Notzeit dazu gezwungen werden, das Gebiet wieder zu nutzen. Bäume und damit nutzbares Holz wird es auf jeden Fall im Nationalpark zur Genüge geben. Vielleicht nicht in der Qualität wie im bewirtschafteten Wald, aber es wird allemal reichen, das Haus warm zu halten und mich so vor dem Erfrieren zu bewahren.

Und dann sind da natürlich die aktuellen Fragen. Die Fragen, die unsere Generation betreffen. Bei der Diskussion um die Ausweisung eines Nationalparks mussten sich gerade die Forstleute diesen Fragen stellen. Denn ein Nationalpark ist mit dem Prinzip der Nachhaltigkeit im engeren Sinne nicht vereinbar, mit dem Prinzip der Nachhaltigkeit im weiteren Sinne aber sehr wohl. Jeder Forstmann, jede Forstfrau, vom Revierleiter bis zum Landesforstchef, musste sich der Frage »Welche Rolle will ich eigentlich spielen?« stellen. Die des Hüters der Nachhaltigkeit der Holz-erzeugung oder die des Befürworters einer multifunktionalen Nachhaltigkeit, die eben auch einzelne, großflächige Gebiete vorsieht, die einer natürlichen Entwicklung überlassen werden?

Die Beantwortung dieser Frage ist nicht einfach. Um das zu verdeutlichen, schildere ich Ihnen die Position eines real existierenden Revierleiters, dessen Revier im Nationalpark aufzugehen drohte (ich habe nur seinen Namen und den seines Revieres geändert): Förster Tannenzapf betreut seit fast dreißig Jahren das Staatswaldrevier Waldesruh. Er berücksichtigt nicht nur die Nachhaltigkeit der Holz-erzeugung, er hat seiner Meinung nach die multifunktionale Waldwirtschaft realisiert. Er betreut Naturschutzgebiete in seinem Revier, er schont einzelne alte Bäume, sogenannte Biotopbäume, er achtet darauf, dass schwere Forstmaschinen keine Befahrungsschäden anrichten, es gibt gepflegte Wanderwege in seinem Revier und vieles mehr. Kurzum, er bewirtschaftet den Wald, der ihm anvertraut ist, in vorbildlicher Weise und das ist ihm durchaus bewusst. Er sagte mir im Gespräch: »Ich habe mein Revier mit größtem ökologischem Verantwortungsbewusstsein geführt. Das ist mein Lebenswerk, von dem spätere Generationen profitieren werden. Und jetzt soll das alles Nationalpark werden? Woher beziehen denn die Sägewerke das Holz, das ich ihnen nicht mehr liefere? Aus Staaten, in denen nicht nachhaltig gewirtschaftet wird!«

Gar nicht so einfach, darauf zu antworten. Förster Tannenzapf konzentriert sich auf sein 1.600 Hektar großes Forstrevier und leistet hier in jeder Hinsicht vorbildliche Arbeit. Aber die multifunktionale Forstwirtschaft beziehungsweise die von ihr bewirtschafteten Wälder sind Teil des Biotopverbundes. Und zu einem Biotopverbund gehören nun mal auch große Schutzgebiete wie Nationalparks, die eine Fläche von mindestens

10.000 Hektar haben sollen. Diese Anforderung kann natürlich nicht auf Revierebene realisiert werden. Dazu muss ich einen viel größeren Raum betrachten. Es ist alles eine Frage des Maßstabes. Da die deutschen Wälder überwiegend von Revierleitern betreut und bewirtschaftet werden, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass ich das Lebenswerk von gleich mehreren Tannenzapfen zerstöre. Die Förster vor Ort identifizieren sich sehr stark mit ihrem beruflichen Tun, mit »ihrem« Wald, und das ist ein hohes Gut. Es ist aber gleichzeitig einer der Gründe dafür, warum von einem Teil der Forstpartie oftmals großer Widerstand gegen die Ausweisung zum Beispiel eines Nationalparks geleistet wird. Und das von Tannenzapfen angesprochene Substitutionsproblem ist ein wunder Punkt, ein ganz wunder Punkt. Es geht um die Frage, wie ich die Holzmengen, die bisher nachhaltig erzeugt wurden, ersetze. Im Grunde genommen halten wir unseren hohen Lebensstandard auf Kosten anderer Länder. So besteht auch beim Naturschutz die Gefahr, dass wir ihn zulasten anderer betreiben. Wir nehmen in Deutschland Wälder aus der verantwortungsvollen Nutzung und bedienen uns dann in Russland oder anderswo. Bei Ländern, in denen sich die Waldnutzung noch in der Exploitationsphase befindet. Um das zu vermeiden, wäre es notwendig, die Ausweisung von Waldnationalparks immer mit einer der beiden folgenden Bedingungen zu verknüpfen: Entweder müsste unser Holzverbrauch entsprechend eingeschränkt werden (mit »uns« meine ich hier in erster Linie die industrialisierten Länder) oder zumindest die Nachhaltigkeit der Holzherzeugung weltweit eingeführt werden (was gleichfalls zu einer Einschränkung des Holzverbrauchs führen könnte, wenn der im Sinne der Nachhaltigkeit verantwortbare Holzeinschlag unter dem jetzigen liegen würde). Beides erscheint zur Zeit sehr schwer realisierbar, man kann jedoch darauf hinarbeiten, was auf EU-Ebene auch getan wird.

Im Juni 2015 besuchten wir von der Forsteinrichtung Rheinland-Pfalz im Rahmen einer Fortbildungsreise das Thünen-Kompetenzzentrum Holzherkünfte in Hamburg. Die Arbeit und die Leistungen der dortigen Kollegen haben uns alle sehr beeindruckt. Seit dem Inkrafttreten der EU-Holzhandelsverordnung am 3. März 2013 ist die Vermarktung illegal eingeschlagenen Holzes in der EU verboten. Doch das ist schwer zu kontrollieren, und genau da setzt das Kompetenzzentrum Holzherkünfte an. So

werden unter anderem genetische Methoden zum Nachweis der regionalen Holzherkunft angewandt und weiterentwickelt. Das geht so weit, dass mittlerweile sogar die (unter Umständen illegal geerntete) Holzart, aus der ein bestimmtes Papier hergestellt wurde, sowie deren Herkunft bestimmt werden kann. Damit sind die Hamburger wichtiger Ansprechpartner für Behörden, Holzhandel, Verbraucher und Verbände. Das Ziel ist klar. Die illegale Nutzung und Vermarktung von Holz soll eingedämmt werden, nicht die Nutzung generell. Boykott ist nicht die Lösung. Auch anderen Ländern muss eine nachhaltige Nutzung der Wälder gestattet sein, das ist allemal besser als eine hemmungslose Exploitation, der dann beispielsweise Palmölplantagen folgen. Ob unsere Bemühungen die Vernichtung der großen Wälder der Erde verhindern können, werden wohl erst unsere Kinder oder Enkelkinder wissen. Wir müssen es zumindest versuchen.

Die Beantwortung der Frage »Ist die Ausweisung eines Waldnationalparks in Deutschland nachhaltig?« ist jedenfalls nicht ganz einfach. Die Antwort hängt davon ab, was man der menschlichen Gesellschaft zutraut. Der Pessimist wird sagen: »Wir machen hier einen auf heile Welt, klopfen uns auf die Schulter, weil wir ein tolles Schutzgebiet ausgewiesen haben – und dann ruinieren wir andere Weltregionen, weil wir noch mehr Holz aus nicht nachhaltig bewirtschafteten Wäldern kaufen. Das ist doch total verlogen!« Der Optimist hingegen meint: »Wir müssen mit gutem Beispiel vorangehen. Wir müssen bei der Bewirtschaftung der Wälder alle Belange des Naturschutzes berücksichtigen. Die Ausweisung von großflächigen Naturschutzgebieten gehört dazu. Wir werden es schaffen, unseren Holzverbrauch einzuschränken. Und wenn die Nachfrage sinkt, wird sich die nachhaltige Bewirtschaftung von Wäldern weltweit durchsetzen.«

Es gilt hier das, was ich schon am Ende des ersten Kapitels geschrieben habe: Die eine richtige Antwort gibt es nicht. Gerade bei dieser Fragestellung. Das ist eine der ganz großen Herausforderungen beim Naturschutz: Position zu beziehen, ohne in Rechthaberei zu verfallen. Es ist ratsam, immer die Vielfalt der Optionen im Auge zu behalten und ansonsten auch mal andere Meinungen gelten zu lassen.